

Kategorie I

Jahrgänge 1990 – 1993



Nora Bitterli, 1993

Felix, der Glückliche

Seit dem Tag, als das Thermometer endlich wieder ein paar Grad mehr anzeigte, sass der fremde Mann dort. Dort, auf der niedrigen, mit dichtem Efeu bewachsenen Mauer, die den Friedhof umgab. Auf den ersten Blick war der Mann nur schwer zu sehen; der Schatten einer grossen Eiche verbarg ihn, sodass man kaum die Umrisse des dunkel gekleideten Mannes erkennen konnte. Felix sah ihn nicht. Fröhlich hüpfend achtete er nicht auf seine Umgebung. Zu sehr dachte er noch an Emma, die ihm heute während der Pause einen Kuss auf die Wange gedrückt hatte. Dabei war sie so rot angelaufen wie eine Tomate, und hatte sich schnell hinter ihren Freundinnen versteckt. Beim Gedanken daran musste Felix kichern. Emma wurde sonst nämlich nie rot. Sie war die beste Lügnerin der Klasse und hatte immer die besten Ausreden parat, wenn sie ihre Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Ein lautes «Hallo!» riss Felix aus seinen Gedanken. Erschrocken drehte er sich um. Der Mann, der unbemerkt auf der Mauer gesessen hatte, stützte sich mit einer Hand ab und schwang sich auf den Boden. «Hallo», sagt er der Mann noch einmal. Felix gab keine Antwort. Seine Mutter sagt ihm immer, er dürfe nicht mit fremden Leuten sprechen. Unschuldig hob der Mann seine Hände in die Luft. «Ich tu dir doch nichts», sagte er. Felix hob den Kopf. Der Mann hatte schütteres braunes Haar und ein kantiges Gesicht. Er war gross und drahtig. Seine dunkle Kleidung machte ihn noch blasser als er schon war. Er schaute auf Felix herab. «Wie heisst du denn?» «Felix», murmelte Felix. Der Mann war ihm irgendwie unheimlich. «So ein schöner Name. Felix, der Glückliche», sagte der Mann. «Ich heisse», er zögerte ein wenig, «Jürgen». Er schaute Felix mit einem Blick an, den dieser nicht deuten konnte. «Wie alt bist du denn?» Felix runzelte die Stirn. Wieso wollte der Mann das wissen? Aber er wollte nicht unhöflich sein, denn seine Mutter sagt immer, unhöflich zu sein sei nur etwas für Leute, die nicht wüssten, wie sie sich zu benehmen hatten. Und Felix wusste, wie man sich benahm. Deshalb sagte er leise: «Sieben.» Der Mann tat erstaunt. «Schon so alt!» Felix

zuckte mit den Schultern. Er war ein zierlicher Junge, mit blondem Haar und grossen grünen Augen. Seine Grossmutter sagt immer, Felix sähe aus wie ein Engel. Und so behandelte sie ihn auch. Jedes Mal, wenn sie zu Besuch kam, überhäufte sie ihren Enkel mit Geschenken und Süssigkeiten. Felix' Mutter gefiel dies überhaupt nicht. Sie fand es ungesund, Süssigkeiten zu essen, und sie mochte es nicht, dass ihre Mutter ihren Sohn so erwähnte. Der fremde Mann hatte offensichtlich nichts gegen Süsses einzuwenden, denn er fragte Felix mit einem zuckersüssen Lächeln im Gesicht: «Willst du ein Eis?» Felix schüttelte den Kopf. Er wollte seine Mutter nicht verärgern, indem er vor dem Mittagessen ein Eis ass. Diese sieht es gar nicht gern, wenn man sich vor dem Essen den Appetit mit anderen Speisen verdirbt. Das Mittagessen! Felix hätte fast vergessen, dass seine Mutter ihm heute Morgen eingeschärft hatte, nach der Schule schnell nach Hause zu kommen. Sie musste früh wieder zur Arbeit und wollte Felix nicht allein essen lassen.

Als es ihm nun wieder einfiel, rannte er, ohne sich zu verabschieden, sofort und ohne einen Umweg nach Hause.

Perfekt. Er hatte den perfekten Jungen gefunden. So süss war er, so zart und unschuldig. Er malte sich aus, was er mit dem Jungen alles anstellen würde, wenn er ihn erst mal in sein Spinnennetz gewickelt hatte. Das sollte nicht allzu lange dauern, hoffte er.

Die Begegnung mit dem fremden Mann vergass Felix schnell wieder. Den Nachmittag verbrachte er spielend zu Hause, und als er am Abend erschöpft ins Bett sank, hatte er den seltsamen Mann vollständig aus seiner Erinnerung verdrängt. Erst, als er am nächsten Tag auf dem Heimweg von der Schule nur noch ein paar Meter vom Friedhof entfernt

war, kam ihm die seltsame Begegnung wieder in den Sinn. Er versuchte gerade, sich an den Namen des Mannes zu erinnern, dieser wollte ihm jedoch nicht mehr einfallen. Nachdem er ein paar Meter weitergelaufen war, wandte er den Kopf und sah den Mann wieder auf der Friedhofsmauer sitzen. Der Mann winkte ihm zu. «Hallo, Felix!» Felix winkte zögerlich zurück. Er war sich nicht sicher, ob er den Mann mochte oder nicht. «Warum bist du denn gestern so schnell weggelaufen?», wollte der Mann wissen. Felix zuckte mit den Schultern. «Darf ich dir etwas zeigen?», fragte der Mann. Felix zuckte abermals mit den Schultern. «Ich muss es nur schnell holen. Kannst du hier einen Moment warten?» Der Mann schenkte ihm einen seltsamen, zärtlichen Blick und fuhr ihm mit seiner rechten Hand kurz übers Haar. Felix lief ein Schauer über den Rücken. Er mochte es nicht, wenn fremde Menschen ihn anfassten. Ohne nachzudenken sprach er: «Kein Problem.» Und lief trotzdem davon.

* * *

Verdammt, der Junge lief weg. Offenbar schenkte er ihm noch gar kein Vertrauen. Das musste sich ändern. Der Junge war perfekt. Kleine Kinder waren leicht zu manipulieren. Er durfte sich diese Chance nicht vermasseln.

* * *

Mittlerweile bereute Felix es, dass er vor dem Mann davongelaufen war. Es hätte ihn zu sehr interessiert, was der Mann ihm zeigen wollte. Er konnte ja nicht wissen, dass Felix es nicht mochte, von fremden Leuten berührt zu werden. Seine kleine Cousine zum Beispiel liebt es, von allen Menschen geknuddelt zu werden. Felix hoffte, dass der Mann auch am nächsten Tag da sein würde.

Und tatsächlich war der Mann am nächsten Tag wieder da. Als Felix nur noch ein paar Meter von der Mauer entfernt war, sah er, dass der Mann etwas in seinen Händen

hielt. Felix' Augen wurden gross, als er näher trat. Ein Meerschweinchen! Der Mann lächelte ihm zu. «Willst du es mal halten?», fragte er. Felix nickte heftig. Seine Mutter erlaubt ihm nämlich nicht, ein Haustier zu halten, denn sie mag keine Käfige putzen.

Der Mann überreichte ihm das kleine weiche Tier. Felix' Mund öffnete sich vor Entzücken. Er strahlte den Mann an. Jemand, der so ein süßes Tier besass, konnte nicht böse sein. Jegliche Zweifel gegenüber dem Mann waren verschwunden. Der Mann lächelte ihn an. «Zu Hause habe ich einen ganzen Stall voll von Meerschweinchen. Und Kaninchen. Und Hamstern. Willst du sie sehen?» Felix' Augen weiteten sich. «Jetzt?», fragte er. Der Mann nickte. Traurig sagte Felix: «Jetzt kann ich nicht, weil meine Mutter mit dem Essen wartet.» Plötzlich trat ein Leuchten in seine Augen. «Aber morgen, morgen kann ich, weil dann meine Mutter nicht zu Hause ist, und ich allein essen muss. Und sie kann ja nicht böse werden, wenn sie nicht da ist.» Felix war begeistert. Der Mann auch.

Felix winkte ihm zum Abschied zu.

Ein dickes Grinsen überzog sein Gesicht. Die Spinne hatte zugepackt. Er hatte den Jungen so gut wie in seiner Gewalt. Vor Vorfreude sabberte er fast. Er lachte.

Am Abend bekam Felix plötzlich rote Punkte im Gesicht. Dann auf seinen Armen. Und schliesslich am ganzen Körper. Seine Mutter schlug entsetzt die Hände vors Gesicht, als sie die Punkte sah. Der Arzt, den sie rief, bestätigte ihren Verdacht. Felix hatte die Masern. Allein das Wort liess ihn erschauern. Der Arzt hatte Felix gesagt, er müsse nun mindestens eine ganze Woche zu Hause verbringen. Felix war traurig. Er hätte die Hasen gerne gesehen.

* * *

Was war los? Der Junge kam nicht mehr. Er hatte nun schon ganze drei Tage gewartet, doch der Junge liess sich einfach nicht blicken. Er war frustriert. Enttäuscht. Wütend. Also musste er sich ein anderes Kind suchen. Es gab wohl keines, das auch nur annähernd so perfekt war wie Felix.

* * *

An dem Tag, als Felix endlich wieder zur Schule gehen durfte, sass der Mann nicht mehr auf der Mauer. Mittlerweile war Felix darüber nicht mehr traurig. Seine Mutter hatte sich nämlich dazu durchgerungen, Felix ein Haustier zu kaufen, weil er so lange krank gewesen war. Am Nachmittag wollte die Mutter mit ihm in die Tierhandlung gehen. Felix war sehr aufgeregt.

Als er endlich von der Schule nach Hause kam, sass seine Mutter über die örtliche Zeitung gebeugt am Küchentisch. Eine Nachricht hatte sie sehr erschreckt.

Ein Junge aus dem Nachbardorf war verschwunden.



Marianne Eisele, 1991

Sprach: kein Problem – und lief davon

Ich verlasse unsere kleine Wohnung wie gewohnt kurz vor acht Uhr, ziehe die Holztür hinter mir zu, gehe die schmutzigen Stufen unseres Wohnblocks hinunter und verlasse das Haus durch das altersschwache Holzportal, bei dem ich immer befürchte, eines Tages werde es auf mich niederstürzen, wenn ich gerade rein- oder rausgehe. Im Innenhof unserer Wohnsiedlung ist, wie jeden Morgen, schon einiges los. Es sind Sommerferien, und die Nachbarkinder spielen auf dem grossen Innenhof neben den paar Bäumen, die man vor drei Jahren zur Verschönerung des Platzes gepflanzt hat. Einige spielen Gummitwist, andere malen mit Strassenkreide Kunstwerke auf den mehr oder weniger flachen Teerboden. Sie singen und rufen durch den Hof, und ich sehe ihnen einen kurzen Moment dabei zu. Am Ausgang des Hofes ist der Lebensmittelladen. Er befindet sich im Erdgeschoss des ältesten Wohnblocks. «Gerbers Allerlei», steht in grossen, bereits abgeblättern Buchstaben über der Eingangstür, und ein Schild davor macht Werbung für verschiedene Eissorten. Auch an diesem Morgen muss ich, wie jeden Montag, einige Lebensmittel einkaufen. Ich wende den Blick von den spielenden Kindern ab und betrete den Laden. Irgendwo klingelt eine Glocke.

«Guten Morgen, Hanna», begrüsst mich Herr Gerber, wie er es jedes Mal tut, wenn ich den Laden betrete. Er steht hinter der Ladentheke und sieht mich über den Rand seiner Lesebrille hinweg mit einem freundlichen Lächeln an. Er tut dies schon, seit ich denken kann. Ich habe mein Leben lang in dem kleinen Blockquartier gewohnt, zusammen mit meiner Mutter. Wo mein Vater abgeblieben ist, weiss ich nicht so genau. Meine Mutter hatte nur immer gesagt, sie wären nicht verheiratet gewesen, und er hätte sich kurz vor meiner Geburt aus dem Staub gemacht. Ich hatte nie weitere Fragen gestellt, mich jedoch als Kind oft gefragt, wo er wohl war, und wieso er uns verlassen hatte. Manchmal hatte ich auch den Eindruck gehabt, meine Mutter wüsste, wo er wohnte oder wo er gerade war, und auch, dass er damals nicht einfach grundlos abgehauen war. Aber ich hatte mich

nie getraut, sie zu fragen. Es war einfach in Ordnung gewesen, so wie es war. Und es wäre ja sowieso nicht zu ändern gewesen.

Meine Mutter hatte mich fast jeden Tag in den Laden hinuntergeschickt. Manchmal musste ich nur Brot oder ein paar frische Äpfel kaufen, aber meistens hatte sie mir eine lange Liste geschrieben und mir eine Einkaufstasche mitgegeben. Und immer begrüßte mich Herr Gerber freundlich mit «Guten Tag, Hanna», und ich grüßte zurück.

«Was brauchst du denn heute?», hatte er jedes Mal gefragt, worauf ich Mutters Liste aus meiner Tasche zog und vorlas. Er sprach dann immer: «Kein Problem», und lief davon, um die von mir verlangten Lebensmittel zu holen. Mit voll bepackter Tasche machte ich mich dann wieder auf den Heimweg, stolz, den Auftrag in so kurzer Zeit ausgeführt zu haben. Als Kind hatte ich immer geglaubt, Herr Gerber hätte alles und könnte aus seinen Regalen holen, was immer ich auch verlangt hatte. Er war für mich fast so etwas wie ein Zauberer gewesen, der nur mal eben mit den Fingern zu schnippen brauchte, und schon erschien alles, was ich meiner Mutter nach Hause bringen sollte, vor mir auf der kleinen Ladentheke. Für ihn war es immer «Kein Problem», und er wusste natürlich immer ganz genau, wo er was in seinem Laden holen musste. Sogar, als meine Mutter einen Strauss Sonnenblumen hatte haben wollen, sagte er nur: «Kein Problem», und lief davon, um die Blumen zu holen. Woher er sie geholt hatte, konnte ich mir damals nicht ausmalen, ich war ja schliesslich erst neun. Später habe ich mir überlegt, dass er sie wahrscheinlich von einer der prächtigen Blumenkisten auf seiner Terrasse abgeschnitten hatte.

Der Laden selbst hat natürlich auch schon ein gewisses Alter, wie auch die Wohnhäuser, doch als ich etwa zwölf war, hat Herr Gerber ihn von oben bis unten neu gestrichen. Und ich habe ihm dabei geholfen. Überhaupt war ich in meiner Freizeit wohl öfter in dem kleinen Laden als in unserer Wohnung oben. Meine Mutter arbeitete den Tag über und kam erst um sechs nach Hause. Also hatte ich

jede Menge Zeit, Herrn Gerber zu helfen. Ich habe mit dem Helfen erst begonnen, nachdem wir gemeinsam den Laden frisch gestrichen hatten. Zuvor war ich einfach nicht auf die Idee gekommen, aber als ich die ganzen Farbkessel und Pinsel gesehen hatte, wusste ich sofort, was ich zu tun hatte. Es war ein sehr warmer Sommer, und damals habe ich Herrn Gerber ein wenig näher kennen gelernt. Er hat auch schon sein ganzes Leben in diesem Block gewohnt, und hatte den Laden von seinem Vater übernommen, als dieser zu alt geworden war. Seither ist er jeden Tag hinter der Ladentheke anzutreffen. Ich fragte ihn einmal, ob er denn niemals Ferien mache, denn immer, wenn wir Lebensmittel brauchten, und meine Mutter mich hinunterschickte, war er da. Mutter selbst war nie hinuntergegangen. Ich glaube, seit ich gehen konnte, schickte sie immer mich. Aber bis zum heutigen Tag, an dem ich wie jeden Montag um acht aus dem Haus ging, ist mir das nie aufgefallen.

Inzwischen bin ich fast dreissig Jahre alt, und Herr Gerber ein älterer Mann. Das Quartier kann ich mir ohne diesen Laden nicht vorstellen, und den Laden ohne Herrn Gerber schon gar nicht. Ich wundere mich manchmal, dass er immer noch hinter der Ladentheke stehen kann, aber auch an diesem Morgen spricht er nur: «Kein Problem», und läuft davon, um Zahnpasta, Kartoffeln, Gurken und Salat zu holen, als ich ihm meine Wünsche anvertraut habe. Wir sprechen kurz über dieses und jenes, und schliesslich bedanke ich mich, zähle das Geld aus meinem Geldbeutel und verlasse den Laden wieder.

Im Vorbeigehen winke ich den Kindern im Hof zu und gehe dann oben in der kleinen Wohnung, in der ich mit meinem Mann Andreas wohne, meinen gewohnten Hausarbeiten nach. Die Betten machen, staubsaugen, den Boden feucht aufnehmen, zwischendurch das Telefon abnehmen und die neueste Wettermeldung meiner Mutter entgegennehmen, die vorübergehend in einem Kurort Badeferien macht, da sie, wie ihr Arzt vermutet, an Rheuma leidet. Kurz vor zwölf schliesslich beginne ich das Mittagessen zuzube-

reiten, denn Andreas wird bald da sein. Da höre ich plötzlich die Sirene eines Polizei- oder Krankenwagens. Das ist nichts Ungewöhnliches, schliesslich wohnen wir in der Stadt. Trotzdem überläuft mich dieses Mal ein kurzer Schauer. Es muss der Krankenwagen sein, rein von der Sirene her. Das Heulen wird immer lauter, und plötzlich wird mir bewusst, dass der Wagen in die Einfahrt unserer Wohnanlage einbiegt. Ich spähe zum Küchenfenster hinaus, um hinunter in den Hof sehen zu können. Es ist tatsächlich der Krankenwagen, und er hält vor Herrn Gerbers Lebensmittelladen. Sanitäter laden eine Bahre aus und verschwinden in «Gerbers Allerlei». Sofort ist mir klar, dass da etwas nicht stimmen muss. Ich lasse das halb fertige Mittagessen stehen, renne die Treppe hinunter und hinaus auf den Hof. Zwei Sanitäter bringen gerade die Bahre wieder aus dem Laden, und mein Herz beginnt zu rasen. Auf der Trage liegt nämlich Herr Gerber, bleich im Gesicht, sein graues, fast weisses Haar schweissnass. Hinter den Sanitätern treten ein paar Kunden aus dem Laden. Das kann doch nicht sein. Herr Gerber ist mir immer so bodensständig vorgekommen, so, als könne ihn überhaupt nichts aus der Ruhe bringen.

Er war es, der als Erster erfuhr, dass ich in der siebten Klasse die Versetzung nicht geschafft hatte, und er liess sich damals auch etwas einfallen, wie ich es meiner Mutter beibringen sollte. Als es im Block A5 vor zwei Jahren gebrannt hatte, und alle wie aufgeschreckte Schafe wirr im Hof herumrannten, da war er es, der kühlen Kopf bewahrte, die Feuerwehr alarmierte und dann schliesslich mit dem Gartenschlauch die Flammen zu bekämpfen begann.

Als ich das erste Mal so richtig verliebt gewesen war und nicht mehr wusste, wo mir der Kopf stand, da war er es, der mir riet, ich solle einfach meinem Herzen folgen, während ich auf einer Bananenkiste sass und nicht mehr weiterwusste.

Noch heute Morgen plauderte ich mit ihm über das Wetter und die Stockrosen vor seinem Ladenfenster. Und jetzt

wurde er gerade vor meinen Augen aus seinem eigenen Laden getragen. Ich stürme herbei.

«Herr Gerber! Was ist passiert?» Ich bin bei der Bahre angelangt, und der alte Mann gibt dem Sanitäter ein Zeichen zu warten.

«Hanna», sagt er mit schwacher Stimme. Ich beuge mich über ihn und sehe ihn fragend an. «Schön, dass du hier bist, mein Mädchen.» Er lächelt mich an, und mir sc hiessen Tränen in die Augen. Mit aller Kraft versuche ich, sie zu unterdrücken. Er fasst meine Hand und setzt sich, so gut es auf der Bahre geht, auf.

«Ich glaube, für mich wird es langsam Zeit, diese Welt von oben zu betrachten», sagt er und lächelt. Sein mageres Gesicht zittert, und ich werde langsam aber sicher immer verzweifelter. Was redet er da?

«Nicht doch. Sie werden bestimmt wieder gesund!», versuche ich ihn, und natürlich auch mich, zu überzeugen. Er schenkt mir ein wissendes Lächeln, obwohl es ihn sehr anstrengen muss. Ich blicke in sein kantiges Gesicht mit der schmalen spitzen Nase, dem schön geformten Mund, den Falten und den unglaublich grünen Augen. Ja, seine Augen sind von einem Grün, wie ... wie ... und da fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Natürlich! Warum ist mir das noch nie aufgefallen? Bin ich denn so blind gewesen? Ich habe dieses Grün schon einmal gesehen, ach, was heisst hier ein Mal! Es ist das Grün, das mir jeden Morgen und jeden Abend, wenn ich in den Spiegel sehe, entgegen blinzelt. Es ist das Grün meiner eigenen Augen! Ich sehe ihn verwirrt und überrascht zugleich an, und ich weiss, in diesem Augenblick bemerkte auch er, dass ich es herausgefunden hatte. Und er hat es all die Jahre gewusst.

«Wirst du für mich den Laden weiterführen, bis ich wieder aus dem Krankenhaus zurück bin, wenn ich denn überhaupt zurückkommen werde?», fragt er, und dieses Mal ist sein Lächeln noch schöner. Ich finde sogar meine Stimme wieder, und jetzt bin ich es, die spricht: «Kein Problem. Natürlich werde ich den Laden weiterführen.» Einer

der Sanitäter drängt jetzt zur Eile, spricht von «sofortiger Untersuchung» und «Leben retten», und meine Beine wollen langsam unter mir nachgeben, aber ich halte stand. Sie laden Herrn Gerber in das Krankenauto, und brechen schliesslich mit Blaulicht und Sirene davon. Ich sehe dem Krankenwagen nach, bis er vorne an der Gasse in die Hauptstrasse einbiegt und verschwindet. Die Gasse schwimmt vor meinen Augen, und leise murmele ich vor mich hin: «Kein Problem», und laufe davon – um mein Leben neu zu ordnen.



Severin Godinat, 1991

Aus meiner kleinen Welt

Der Blitz schlug ein. Ein Gewitter wie schon lange nicht mehr. Eine alte Tanne fing Feuer und erlosch im selben Augenblick wieder, als ein kräftiger Guss Wasser vom Himmel fiel. Ein rauher Wind piff durchs Land. Die Wetterküche schien am Überlaufen zu sein.

Takka, ein kleiner dünner Höhlenbewohner, hörte das Rauschen des Flusses. Er wartete in aller Ruhe, bis sich die Wolken entschlossen, ihrer Wege zu gehen. Dabei trank er verträumt seinen Tee aus Pfefferminze und Johanniskraut. Er überlegte sich, was wohl als Nächstes auf ihn zukommen würde, und malte sich in seinen Gedanken die eigenartigsten Dinge aus.

In seiner Höhle war er gut aufgehoben. Vom Eingang her wurde der Innenraum nur spärlich beleuchtet, aber das Ganze wirkte gemütlich und kuschelig, fast wie das Innere einer Bärenhöhle. Auf der rechten Seite vor dem Eingang sprudelte ein Bach. Auf der linken Seite erstreckte sich eine ebene, grasbewachsene Stelle, die in grünes Dickicht überging. Man konnte draussen übernachten, und das Essen wuchs einem förmlich in den Mund. Auf der Rückseite der Höhlenwand befand sich eine zweite Öffnung, wo Takka die wunderbare Aussicht in den goldgrünen Wald genießen konnte. Das war genau das Leben, das er sich erträumt hatte; von der Hand in den Mund leben und niemandem Rechenschaft schuldig sein.

Zum Schlafen hatte er sich ein warmes Bärenfell besorgt, welches im Schein des Lagerfeuers leuchtend glänzte und den nackten Steinboden bedeckte. In seiner Höhle stapelte er Holz neben der Feuerstelle. Ebenso fand sich neben dem Eingang eine Sammlung von Speeren. Auf einen davon war er ganz besonders stolz, den hatte er sich aus einem seltenen Holz geschnitzt. Mit diesem Werkzeug konnte er frohen Muts auf die Jagd gehen. Auf die gleiche Weise lagerte er seine Essensvorräte wie Beeren und Wurzeln, die ihm halfen, über die Runden zu kommen.

Heute wollte er sich mit seinem Freund Mirko zum Fischen treffen, und danach mit ihm die leckere Mahlzeit verschlingen. Sie gehen regelmässig fischen, obwohl sie immer lange ausharren müssen, bis ein Fisch anbeisst.

Nach einiger Zeit – er hatte sich schon gefragt, ob der Regen nie nachlassen würde – schien ihm plötzlich die Sonne wieder ins Gesicht. Ein modriger Geruch entband sich der durchnässten Erde, und die Welt war für ihn wieder in Ordnung. Auch die Vögel machten sich bemerkbar, und zwitscherzwitter war die Welt so schön.

Takka nahm kurzerhand seine Sachen und machte sich auf den Weg. Mirko wartete bereits in seinem Lager und hielt sicherlich schon Ausschau nach ihm. Takka ging in westliche Richtung, vor ihm ein kleiner Felsen, an den sich einige Bäume schmiegt. Mit frischem Elan sprang er auf seinem Pfad, und hoch über ihm sang ein Vogel. Er folgte einer Hängebrücke, die er vor einiger Zeit mit seinem Freund Mirko errichtet hatte. Unter der Brücke donnerten Wassermassen hindurch. Von Weitem rief jemand laut, es war Mirko.

Zusammen gingen sie zum Fluss hinunter, ihrem Lieblingsplatz. Dort konnten sie es sich bequem machen. Mirko warf die selbst gebastelte Angelrute im sprudelnden Bach aus, und Takka setzte sein hölzernes Schiff in das Flussbett. Plötzlich bewegte sich etwas im Wasser. Er beobachtete, wie die restlichen Fische zurückschraken. Gemeinsam zogen Mirko und Takka an der Angelrute und freuten sich riesig über das Prachtexemplar. Takka legte den Fisch in seinen geflochtenen Korb, und noch vor dem Eindunkeln machten sie sich auf den Heimweg.

Sie fühlten sich müde und hatten grossen Hunger. Vor Takkas Höhle entzündeten sie ein Feuer und legten die Beute neben die Feuerstelle. Bald hatten sie es geschafft, und die

Flammen loderten empor. Dabei ergab sich ein Schattenspiel an den Felswänden, und die Sonne verschwand langsam hinter den Hügeln. Sie legten den Fisch aufs Feuer. Hunger ist bekanntlich der beste Koch. Nach dem Essen legten sie sich hin und schliefen zufrieden ein.

Takka hatte einen Traum:

Er war wieder einmal unterwegs zum Fischen. Er sass allein da und malte sich aus, wie es wohl wäre, wenn die Fische in Scharen anbeissen würden. Er war von monströsen Felsen umgeben. Einer ragte besonders hervor. Im Schatten dieses Felsens hatte er eineinhalb Jahre gelebt und immer mit ansehen müssen, wie sich die Fische über ihn lustig machten.

Langsam schlich sich ein Wurm von der untersten Baumwurzel nach oben zu Takka, kroch ihm über den Arm zum Ohr hinauf und zischte: «Mein Name ist Ringel, könntest du Hilfe beim Fischen gebrauchen? Kein Problem für mich.» Takka erschrak und war total verwirrt. Wer war Ringel? Nach kurzem Lauschen hörte er ein leises Raspeln auf seiner Schulter. In aller Ruhe fraß ein Regenwurm ein saftiges, grünes Blatt. Takka konnte kaum glauben, dass so ein kleines Tier ihm würde helfen können.

Plötzlich hüpfte Ringel auf und kroch davon. Aus lauter Angst, Ringel zu verlieren, ging ihm Takka vorsichtig hinterher. Was als Nächstes geschah, übertraf selbst Takkas Vorstellungskraft. Ringel hüpfte in den Fluss, und das Wasser begann zu brodeln. Die Wasseroberfläche schlug Wellen und bäumte sich einige Zentimeter auf. Blitzartig trieben die Fische nach oben, und es wimmelte nur so von leckeren Happen. Takka lief das Wasser im Mund zusammen, als er daran dachte, was für ein Festmahl das gäbe. All das geschah, während sich Ringel im Takt des Vogelgezwitschers bewegte. Takka schaute ihm amüsiert zu und musste fest-

stellen, dass diese magischen Kräfte vom Körper eines unscheinbaren Regenwurms ausgingen. Eine Weile betrachtete Takka dieses Schauspiel.

Wie vom Blitz getroffen, sprang Takka in das Meer der Fische. Er traute seinen Augen nicht, wie viele er um sich hatte. Er packte nach und nach zu und warf sie einzeln in seinen Flechtkorb am Ufer. So einfach kann fischen sein. Plötzlich erklang ein merkwürdiges Geräusch, und das ganze Ereignis erstarb. Takka drehte sich um und war enttäuscht, dass Ringel verschwunden war. Dennoch, die Magie des Lichts war geblieben. Oder bildete sich Takka das nur ein?

Sekunden später schlug er die Augen auf, er blinzelte der grellen Sonne entgegen, die über die Wipfel direkt auf seine Schlafstelle zielte. Es war alles beim Alten geblieben, wie am Abend zuvor. Leicht betrübt stellte er fest, dass alles nur ein schöner Traum gewesen war. Takka blieb noch wenige Minuten liegen und hörte dem einsamen Vogelrufen zu. Er wollte Mirko wecken, doch der befand sich nicht an seinem Platz. Neben Takka war eine Nachricht in die Steinplatte geritzt: «Bin Beeren sammeln, komme bald zurück.»

Zum Frühstück sassen sie zusammen, und Takka erzählte Mirko von seinem Traum. Mirko amüsierte sich köstlich über diese Geschichte, und dann kam ihm ein Blitzgedanke. Sie nahmen ihr Angelwerkzeug und sammelten vorab Würmer. Als sie genügend Köder beisammen hatten, bekamen sie allmählich Hunger. Sie setzten sich an die gewohnte Stelle am Fluss und warfen ihre Holzruten aus. Auch dieses Mal mussten sie geduldig zuwarten, bis sich etwas bewegte. Das war jedoch beiden völlig egal. Sie freuten sich gemeinsam über das Beisammensein, und Fische waren ja genug da.

So verbrachten sie noch viele weitere glückliche Stunden miteinander und genossen die warme Jahreszeit.



Selina Hauswirth, 1992

Regenbogendämmerung

Schweigen. Immer nur schweigend. So ist er.

Eine winzige Schneeflocke verfängt sich in ihren Wimpern. Winter. Wie unheimlich. Es würde nichts ausmachen, wenn sie stürbe. Sterben muss sie so wieso. Das weiss sie. Weiss er. Wissen sie alle. Die anderen hätten ihr das Sterben doch bloss unnötig lang und anstrengend gemacht. Sterben ist eigentlich nicht anstrengend. Wir machen es nur dazu. Ihr Sterben würde nicht anstrengend werden. Hier draussen. In der Nacht. Im Schnee. Im Winter. Wie unheimlich. Leid tut es ihr bloss für den, der sie finden würde. Hoffentlich würde sie nicht zu abstossend aussehen. Oder stinken. Nein, sie wird bestimmt eine nette Leiche abgeben. Ganz friedlich.

Rasselnde Atemzüge. Rasendes Herz. Reissende Schmerzen, die sie kaum bemerkt. Rote Flecken im weissen Schneeflaum ...

Ich kann mich erinnern. An die grossen kindlichen, tiefblauen Augen, die den Jungen voller Bewunderung anstarrten. Irma hatte ihn von Anfang an geliebt. Seit die beiden sich zum ersten Mal getroffen hatten. Er wohnte nur wenige Strassen weiter.

«Ein richtiger Regenbogenfisch? Wirklich ein echter?» Ihre Stimme klang schon damals wie Honig. Er nickte triumphierend: «Gestern habe ich ihn gefangen. Unten im Weiher. Das hat noch keiner vor mir geschafft!» Sie war erst neun Jahre alt und naiv, wie Kinder nun mal sind. Er war schon elf und galt als der Grosse, der immer die haarsträubendsten Geschichten auf Lager hatte. «Aber der Weiher ist zugefroren! Da gibt es keine Fische!», rief sie mit neckischem Unterton. «Dummchen, Regenbogenfische leben nicht im Wasser. Regenbogenfische leben im Eis, sie haben das Polarlicht erhascht und halten es in ihren Schuppen gefangen. Man kann sie nur durch das Leuchten ihres Regenbogenlichts erkennen.» Irma stutzte. Sollte das wirklich stimmen? «Warum heissen sie dann nicht Polarfische?» Noch bevor sie ihren Satz zu Ende bringen konnte, lachte er

lauthals auf. Dieses Lachen. Ich mochte es. So unverblümt und wahr.

Ich wusste, was auf Irma zukommen würde. Ich hatte auf sie gewartet, seit sie geboren war. Trug die seidene Botschaft immer bei mir und beobachtete Irma. Beobachtete ihr Leben.

«Hierzulande kennen kaum welche das Polarlicht. Da haben diese Idioten gedacht, es seien Regenbogenfische, und haben sie so benannt. Reine Blödsinnigkeit der Erwachsenen, ich sage es dir, Irma!» Er strich durch ihr zerzaustes, kastanienbraunes Haar. Sie schüttelte sich und sagte bestimmt: «Ich will ihn sehen. Wenn du ihn gefangen hast, dann kann ich ihn auch sehen!» Einen Moment lang stutzte er, überlegte und nickte schliesslich. Er sprach: «Kein Problem» – und lief davon.

Zwei Tage später führte er die kleine Irma nachts in einen düsteren, undichten Keller. Die Schneeflocken draussen vollführten wilde Tänze. Er setzte Irma auf einen kaputten Schaukelstuhl und bedeutete ihr zu warten, er werde den Fisch gleich holen. Sie müsse aber möglichst ruhig sein, sonst würde der Fisch verschwinden. Also presste sie ihre dünnen Lippen aufeinander, und ihr Herzchen klopfte vor Aufregung. Piter, so hiess der Junge, verschwand in der Dunkelheit. Nach einigen Minuten bekam es Irma mit der Angst zu tun und wurde ungeduldig. «Piter? Wo bleibt der Fisch?» Jemand anders hätte sich um dieses kleine Mädchen vielleicht Sorgen gemacht, so ganz allein in einem finsternen Keller. Doch ihr würde nichts geschehen, das wusste ich. Es war noch nicht an der Zeit.

Plötzlich erstrahlte ein helles Licht. Und an der Wand, direkt vor dem im Schaukelstuhl versunkenen Mädchen, tanzten farbige Lichtpunkte umher. «Oh!», staunte Irma. Die Augen weit aufgerissen, mit einem Mund, in den ein Oster-Ei gepasst hätte. «Oh!» Piter trat neben sie. «Hab ich's dir nicht gesagt?» Er grinste von einem Ohrläppchen zum anderen. Irma gluckste vor Freude. «Ein Regenbogenfisch, Piter, sieh nur, ein echter Regenbogenfisch!» Ihre Augen fun-

kelten wie Sterne. «Ist er nicht wunderschön ... ist er doch, findest du nicht, Piter? Danke. Danke, das ist so schön!»

Erst drei Jahre spät er sollte Irma erfahren, wie Pit er dieses Wunder vollbracht hatte. Es war eigentlich relativ simpel. Piter hatte die hoc hheilige Kristallvase aus dem Zimmer seiner Mutter gestohlen und sie in den stinkenden Keller gebracht. Danach beleuchtete er sie mit Taschenlampen, die er im Werkzeugkasten seines Vaters gefunden hatte. Das Licht wurde gebrochen, und die spektakulären Farbkombinationen entstanden.

Dieser Abend war einer der schönsten im ganzen Leben Irmas. Seit dieser Nacht waren die beiden unzer trennlich. Sie teilten alles. Das harte Brot, das sie gemeinsam von den Schusters klauten, den Branntwein, den sie heimlich und versteckt tranken, die erste Liebe, den ersten Kuss, und all das andere, was man zum ersten Mal mit jemandem erlebt. Und ich beobachtete sie weiterhin. Geduldig. Wartend.

Sie war sechzehn, als ich sie das erste Mal berührte. Merkwürdig. Bei all unseren wichtigen Begegnungen herrschte Winter. Der eiskalte russische Winter. Sie lag auf der harten Pritsche, die man als Bett benutzen musste. Ihre mickrige Wohnung war damals schon nicht mehr bewohnbar, zerfressen vom Feuer. So, wie hunderte andere in der Stadt. In der zerbombten Johanneskirche hatte man ein provisorisches Lager eingerichtet. Pritsche an Pritsche, Mensch an Mensch. Männer gab es kaum mehr; entweder kämpften sie an der Front, waren bereits gefallen oder längst exekutiert worden. Die Lebensmittelmarken reichten auch nirgends mehr hin, das Brot, das beinahe komplett aus Pappe bestand, füllte den Magen nicht, und die Menschen hungernten. Und trotzdem war Irma glücklich. Sie war kein normales Menschenkind. Sie erinnerte mich an einen Engel. Strahlend hell, wie die Sonne, die sich in diesen schweren Zeiten stets hinter dichten Wolkendecken versteckte. Ich berührte sie sachte. Ganz sachte, nur ein sanftes Streicheln über ihren zarten Hals. Ich tat es nicht gerne. Aber es war Zeit. Sie schreckte auf und bekam einen schrecklichen Hus-

tenanfall. Die Luft blieb ihr weg, und sie spuckte Blut. Um sie herum erwachten die dünnen Gestalten. Sie riefen nach Piter, verzweifelt in ihrer menschlichen Hilflosigkeit. Die Ohnmacht übermannte Irma, Piter trug sie sorgfältig zu seiner eigenen Pritsche. Es waren seine Arme, die sie als erstes spürte, als sie wieder aufwachte. Alle versuchten, den Vorfall zu vergessen. Ein Einzelfall. Das konnte immer mal vorkommen. Sie hätten sowieso nichts tun können. Das Krankenhaus gab es nicht mehr, und den Ärzten standen keine Medikamente zur Verfügung. Sie verdrängten Irmas eindeutige Krankheit. Doch die Angst klebte an ihnen. Ein Gestank, den man kilometerweit riechen konnte. Beinahe schlimmer als derjenige der verwesenden Leichen im Strassengraben, die man überall antraf. Erfrorene, starre, entsetzte Gesichter. In dieser Nacht weinte Piter. Es war das erste und einzige Mal in seinem Leben, dass er weinen sollte. Er wusste, dass er nichts tun konnte. Wusste, dass sie sterben würde. Da konnten ihm auch all seine Lügengeschichten nicht mehr weiterhelfen. Und er weinte, weil er wütend war. Wütend auf mich. Weil ich stets da war. Denn, auch wenn ihr es verleugnet, ihr spürt mich. Aber ich bin nicht böse. Ich warte nur, bis es Zeit ist. Und dann nehme ich euch an der Hand. Sterben werdet ihr allein. Doch danach. Danach nehme ich euch an der Hand. Und ihr werdet nie mehr allein sein. Wer ich bin? Ich habe viele Namen. Vielleicht zu viele.

In den nächsten Monaten fanden meine Berührungen öfter statt, Irma verlor Kraft. Und Piter tat alles, um ihr Leben aufrechtzuerhalten. Ihre Liebe. Herzliche Herzengesetzten, getauscht mit Blicken. Das Ticken der Uhren unbeachtet. Sieben Tage die Woche. Die Liebe ist ewig im Leben der Gebenden und Nehmenden. Also halten wir sie doch einfach für wahr.

Denn das ist sie.

Lebend im endlosen Bild «Ewigkeit».

L i e b e.

Als Irma das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, trat ich ihr gegenüber. Ich war noch nie einem Menschen gegenübergetreten, also war ich nervös. Der Himmel beugt sich über die Welt. Dämmerung ist eine schöne Zeit. Irma trug einen Kessel in der Hand. Sie kam von der Schmelzstube, wo Eimer voller Schnee in Trinkwasser verwandelt wurden. Sie war bis auf die Knochen abgemagert, nichts mehr übrig von dem fülligen, schönen Mädchen von früher. Ihr Haar komplett glanzlos und stumpf. Doch noch immer strahlte sie dieses Licht aus. Dieses unwiderstehlich aufrichtige Licht. Sie sah mich an. Ganz direkt, mit ihren mittlerweile bleichen Augen. Es steckte keine Frage in ihrem Blick, kein Vorwurf. Sie schenkte mir ein Lächeln. Ein leises, frühlingfarbenes Lächeln. «Du bist es.» Eine Feststellung. Keine Anschuldigung. Beinahe erleichtert. «Wie soll ich dich nennen?» Ich betrachtete sie ehrfürchtig und schweigend. «Du siehst aus wie der Winter. Ich werde dich Winter nennen.» So hatte mich noch niemand zuvor genannt. Sie stellte den Kessel ab. «Dann ist es also so weit. Es ist Zeit.» Sie streckte ihren abgemagerten Arm aus. «Warum weinst du?» Erst jetzt spürte ich die salzigen Tropfen in meinen Wimpern. Ich weinte. Weinte bitterlich. Um dieses wunderbare Geschöpf. Ich hatte noch nie zuvor geweint. «Es ist gut. Hörst du? Du machst mir keine Angst, Winter.» Ich nickte. Es war eiskalt. Die Schneeflocken tobten ohne Geräusch um uns herum. Sie kam auf mich zu. Wir umarmten uns. Inbrünstig. Beinahe leidenschaftlich. Sie begann zu husten. Zeit zu gehen. «Winter. Winter, nur eine Bitte noch.» Ich hatte mich bereits umgedreht und warf nochmals einen Blick über die Schulter. Sie lächelte. «Ich will noch ein Mal den Regenbogenfisch sehen. Ein letztes Mal.» Einen Moment lang stutzte ich, überlegte und nickte schliesslich. Ich sprach: «Kein Problem» – und lief davon.

... Rasselnde Atemzüge. Rasendes Herz. Reissende Schmerzen, die sie kaum bemerkt. Rote Flecken im weissen Schneeflaum.

Was war passiert? Er hat geweint. Glitzernde Tränen voller Reue. Er hatte noch nie zuvor geweint. Sie schliesst die Augen. Er hat ausgesehen wie der Frühling. Tautropfen im ganzen Gesicht. Doch er hat geschwiegen. Wie der Winter. Wie unheimlich. Sie fällt in die Knie. Der Husten tut gar nicht mehr weh. Und auch die roten Kleckse nicht. Das Herz zerspringt. Die Lippen lächeln friedlich. Wie sie es sich gewünscht hatte. Friedlich wie früher. Mit ihm. Mit Peter. Der blasse Körper liegt reglos. Das Sterben. Eigentlich ist es ganz schön. Zu sterben.

Schnee, der auf Federn fällt.

Leises Schweben.

Er.

Winter.

Und die Regenbogenfische tanzen im Wind.



Anna Reimann, 1993
Bittersüss

Überall waren sie. Er konnte ihnen nicht entkommen. Sie versteckten sich in einem morschen, hohlen Baumstamm, klebten an den schräg stehenden Holzpflocken, pflasterten den Kiesweg. In den Apfelbäumen hingen sie, und in den Spalten der Feuerholzscheite verkrochen sie sich. Hunderte, Tausende, Millionen.

Erinnerungen, bitter und süß. Unsichtbar und gleichzeitig so grell, dass sie ihn blinzeln liessen. Körperlos, aber als ihn ihre Flut traf, stolperte er zurück. Klein und hilflos kam er sich vor, schutzlos ausgeliefert dieser Macht, die er nicht verstand. Wie sollte er dagegen ankommen?

Er blieb stehen. Seine Schwester schien es nicht zu spüren. Sie war bereits bei der Tür angelangt, als sie sich umdrehte, den Schlüssel schon in der Hand.

«Gian, kommst du?» Tränen in ihren Augen. «Ich will nicht allein hineingehen. Er hätte gewollt, dass wir es zusammen tun.»

Sie war stärker als er. Viel stärker.

Er nahm allen Mut zusammen und machte einen Schritt vorwärts, einen zweiten, einen dritten. Sie reichte ihm ihre Hand und überbrückte so die Distanz zwischen ihnen. Selbst unter ihren Tränen lächelte sie noch. «Er hätte sich so gefreut, wenn er gewusst hätte, dass du hierher zurückkehrst.» Sie machte ihm keinen Vorwurf, das wusste er. Trotzdem fühlte er sich schuldig.

«Beinahe hätte ich vergessen, wie glücklich wir hier gewesen sind.» Seine Stimme war ihm fremd, klein und verängstigt hörte sie sich an. Seine Schwester sah ihn mit dem Blick des älteren Geschwisters an – immer ein wenig überrascht, wie gross der kleine Junge geworden war, immer bemüht, ihn vor allem zu beschützen. «Aber du erinnerst dich. Das ist die Hauptsache.» Sie drehte den Schlüssel im Schloss, und die Tür öffnete sich mit einem hohen Quietschen, wie schon seit Jahrzehnten.

Sie gingen durch die Räume wie durch einen Traum. Sie schwiegen und lachten, erzählten und hörten zu, berührten alles und verschoben nichts. Die Flut der Erinnerungen

war unvermittelt stark, doch zu zweit liess sie sich leichter ertragen. Er ertrank nicht mehr, er schwamm.

Der Dampf über seiner Tasse kringelte und wand sich, bis er sich verflüchtigt hatte. Er fuhr mit dem Finger den vielen Rillen nach, die Gabel und Messer im dunklen Holz des Esstischs hinterlassen hatten. Vor langer Zeit hatte er hier gesessen, zusammen mit seinem Grossvater. Sie hatten sich gestritten. Zum letzten Mal.

«Es wird dich nicht glücklich machen!» Die Stimme des Grossvaters war erregt.

Gian lachte irr, nahm das Glas, das vor ihm stand, und warf es gegen die Wand. Mit einem laut en Klirren zersplitterte es, und er glaubte, es wäre sein Herz.

«Woher willst du das wissen? Du hast immer das Gefühl, du weisst alles besser, aber das stimmt nicht. Du kennst mich nicht, alter Mann!»

Der Grossvater starrte ihn an, die Augen hinter der Brille unendlich traurig. «Dann musst du es wohl tun. Ich lasse dich ziehen, du bist alt genug.»

«Ich schwöre dir, ich komme nicht zurück. Nie wieder!» Alles Gefühl war aus seiner Stimme gewichen.

«Die Tür wird trotzdem immer für dich offen stehen. Du weisst, wo der Schlüssel versteckt ist.»

«Leg ihn ruhig woanders hin. Ich werde ihn nicht brauchen.»

Gian drehte sich um und stürmte in die kalte Nacht hinaus, das Quietschen der Tür überhörte er. Der Grossvater eilte ihm hinterher.

Der junge Mann hatte den Hausschlüssel aus dem Blumentopf herausgenommen, in dem er aufbewahrt wurde. «Kein Problem, du brauchst ihn nicht mehr zu verstecken. Ich erledige das.» Er warf ihn so weit weg, wie er konnte. «Kein Problem!», schrie er in die Nacht hinaus. Als würde es etwas nützen, als würde es ihm Erleichterung verschaffen.

Ohne sich noch einmal umzudrehen, lief er davon.

Der Grossvater stand im Türrahmen und blickte seinem Enkel nach, den er Sommer für Sommer bei sich gehabt und zu beschüt-

zen versucht hatte. «Leb wohl», flüsterte er. Dann schloss er die Tür hinter sich und machte sich daran, die Scherben des Glases aufzuwischen.

Doch er war zurückgekehrt, heimgekommen. Als bereits niemand mehr in dem Haus zwischen den Apfelbäumen lebte.

Er legte den Kopf auf den Tisch und weinte. Das erste Mal seit jener Nacht.

Seine Schwester versuchte nicht, ihn zu trösten. Sie starrte nur in ihren Tee und liess ihn weinen. Endlich.

Der Tee war kalt geworden, als er aufhörte zu schluchzen.

«Weisst du», sagte seine Schwester behutsam, als wollte sie sein fragiles Gleichgewicht nicht gefährden, «er hat von dir immer so gesprochen, als ob du gleich vorbeikommen würdest. Er war dir nicht mehr böse, schon lange nicht mehr. Und als ich ihm von deiner Scheidung erzählt habe und da von, wie unglücklich du in deinem Beruf warst, da hat er mich nur traurig angeschaut und gesagt: «Armer Junge, armer Junge.» Er hat nie über dich triumphiert, nie gesagt: «Siehst du, ich hatte doch Recht.» Er wollte, dass du glücklich bist, die ganze Zeit über, selbst wenn das bedeutet hätte, dass er in deinem Leben keinen Platz mehr hatte.»

Gian blickte auf, die Augen rot vom Weinen. «Er hatte immer einen Platz. In meinem Herzen.»

Sie lächelte leicht. «Ich glaube, das wusste er. Selbst dann noch, als er sich nicht mehr an alles erinnern konnte. Bevor er ...» Sie schluckte schwer. «Bevor er zum letzten Mal einschlief, sagte er zu mir: ...» Sie schloss die Augen, um sich zu erinnern. ««Sag deinem Bruder, dass ich ihm dafür danke, dass er die Hälfte seines Lebens mit mir geteilt, und die andere Hälfte an mich gedacht hat. Es war genug.»»

Eine einzelne Träne malte eine nasse Spur auf ihre Wange. «Er hat dich geliebt, Gian.» Leise gewisperte Worte, die er hätte überhören können, wenn er gewollt hätte.

Er wollte nicht.

Der Tisch, seine Schwester, das Fenster und die Bäume draussen – alles verschwamm vor seinen Augen. «Ich ihn auch», sagte er leise, «ich ihn auch.»

Er kletterte auf den grössten der Apfelbäume, wie er es als Kind immer getan hatte. Seine Schwester wartete auf ihn, beim Wagen. Sie hatte schon immer gewusst, wann sie ihn allein lassen musste. Dort oben, zwischen den knorrigen Zweigen, war ein Nest. Er erinnerte sich daran, dass dort früher Elstern genistet hatten, Jahr für Jahr. Sie hatten Junge bekommen, und er hatte die Kleinen bei ihren ersten kläglichen Flugversuchen beobachtet. Sie hatten so gelacht, sein Grossvater, seine Schwester und er.

Das Nest war an einigen Stellen zerfleddert und sah uraltaus, doch waren die Zweige so kunstvoll ineinander verflochten, dass sie den vielen Jahreszeiten getrotzt hatten.

Er lehnte sich weit vor und griff in die Mulde, in der noch immer einige Federn klebten.

Elstern sammeln glänzende Gegenstände. «Bitte», dachte er, «bitte mach, dass ...»

Seine Finger ertasteten einen Schlüssel. Fast hätte er wieder zu weinen angefangen. Fast.

Er zog seine Hand zurück und hielt darin denselben Schlüssel, den er vor Jahren von sich weggeschleudert hatte. Ein Zettel war daran befestigt. Bloss ein Satz stand auf dem weissen Papier, in der zittrigen Schrift eines beinahe neunzigjährigen Mannes:

Willkommen zu Hause, Gian.

Er rannte nahezu, so eilig hatte er es, zum Wagen zu kommen. Schlüssel und Zettel waren in seiner Faust verborgen. Er weinte nicht mehr, er lachte – wenn auch noch unsicher. Er hatte etwas wiedergefunden, das er schon lange aufgegeben hatte: Wie schön konnte doch der Friede sein.

Seine Schwester blickte ihm verwundert entgegen. «Bist du fertig?»

Er umarmte sie so fest, als wollte er sie nie mehr loslassen.
«Nein, ich habe eben erst angefangen! Komm, wir fahren.»



Samuel Weissen, 1992
Das Hotel Paradise

Die Sonne schien, als Miss Cartwright die luxuriöse Eingangshalle des Nobelhotels Paradise betrat. Die Hitze war ungewöhnlich, selbst für diese Jahreszeit in London, und so schwitzte der Gepäckträger von Miss Cartwright ganz gehörig, als er die Berg e von Koffern und Taschen für mindestens ein halbes Jahr die Treppe hoch schleppte. So lange beabsichtigte die schrullige alte Adlige, im Hotel zu bleiben.

Gleichzeitig verliess der 28-jährige Harris Wilson das Hotel, in dem er soeben das Einschulungsprogramm zum Guest Relationship Manager absolviert hatte. Er fühlte sich prächig in seiner neuen massgeschneiderten Uniform, welche er vom Hotel erhalten hatte. Er erinnerte sich noch genau an die Worte seines Ausbildners: «Auf jeden Wunsch des Kunden antworten Sie mit «Kein Problem, Sir.»» Das schien der Leitspruch dieses Nobelhotels zu sein.

Zufrieden mit sich und der Welt, wollte er Francine zu Hause von seiner erfolgreichen Anstellung im Paradise erzählen. Francine war seine attraktive neue Freundin, welcher man ansah, dass sie Armut nur aus den Medien kannte. «Na, hat's funktioniert?», fragte sie neckisch. «Ja, wieso ... was meinst du damit?», entgegnete Harris skeptisch. «Du weisst schon, die Extraspritze Vitamin B.» Harris erwiderte entrüstet: «Das hat damit nichts zu tun, und wenn du meinst ...» «Ist ja schon gut, wen kümmert's», fiel sie ihm ins Wort, «mach dich jetzt bereit für die Dinnerparty bei meinem Grossvater, deinem neuen Chef!»

Auf dem Weg zur Arbeit am nächsten Morgen dachte er über den kleinen Streit vom letzten Abend nach. Er war sich sicher, dass er Recht hatte. Vielleicht verdankte er seiner Freundin, dass er sich so schnell hatte vorstellen dürfen, das wäre möglich, aber dass Mister Griffiths ihn nach der Einschulungswoche definitiv übernommen hatte, war sein Verdienst. Im Endeffekt spielte es auch keine Rolle, denn die Hauptsache war, dass er seine T raumstelle erhalten hatte. Als er die T reppen zum Hotel emporstieg, begrüsst ihn der P age freundlich, und Harris wusste,

dass heute ein guter Tag werden würde. Er ging in die Hotelhalle und wartete auf die ersten Gäste. Bald sah er das rote Licht von Zimmer 352 aufblinken. Ah, Miss Cartwright, was die alte Dame wohl von ihm wollte? Er begab sich in den 3. Stock und klopfte vorsichtig an die Tür. «Herein!» Er ging hinein. «Kommen Sie her, junger Mann, und helfen Sie mir hier mit dem Koffer. Ich brauche etwas aus meinem Schrankkoffer und bin leider zu kurz. Hehe, nein im Ernst, gehen Sie auf alle Viere, damit ich meine Liste holen kann.» Einen kurzen Moment zögerte Harris. Da erinnerte er sich an den Leitspruch des Nobelhotels und er widerte: «Kein Problem, Miss.» Sie stieg mit ihren Absatzschuhen auf seinen Rücken, und er unterdrückte ein paar böse Flüche. Fröhlich kletterte Miss Cartwright wieder hinunter und überreichte ihm eine Liste, welche ihm die Haare zu Berge stehen liess. 1001 weisse Orchideen, Salz aus dem Himalaya für das Bad, handgeschriebene Briefe an sämtliche Verwandten und Bekannten, zu versenden mit der Adresse ihres neuen Domizils, eine Rückenmassage um drei Uhr, Pedicure um vier, Coiffeur um fünf, und dazwischen natürlich Teatime mit Scones aus Schottland.

«Das wäre alles für heute, Sie können gehen.» Um zehn Uhr abends verliess Harris erschöpft das Hotel und ärgerte sich über die Alte mit ihren dreisten Wünschen. Würde wohl jeder Tag so enden, und würde er das durchhalten ...? Während der restlichen Heimfahrt gab er sich seinen Träumen hin.

Am nächsten Morgen stand er frisch und gestärkt in der Halle und war bereit für die kommenden Aufträge. Nach wenigen Minuten erschien ein älterer Herr, der ihn mit einem finsternen Blick anstarrte. Harris Assistent flüsterte ihm ins Ohr: «Das ist Mister X, und er möchte auch nur mit Mister X angesprochen werden, aus Diskretionsgründen.» Sekunden später hörte Harris den alten Mann schreien: «James!» Harris brauchte einen Moment, bis er realisierte, dass er damit gemeint war. Er fand es einerseits komisch, andererseits schon fast absurd, dass die Gäste die Hotel-

angestellten nur mit James ansprachen. Doch das war in diesem Hotel Tradition. Er eilte also zu der resoluten Stimme. «Sie sind also der Neue?», sagte der alte Mann hochnäsiger. «Ja, Mister X. Was wünschen Sie, Sir?», fragte James. «Sie müssen mir einen Gefallen tun, und seien Sie vergewissert, dass es sich für Sie lohnen wird.» «Ihr Wunsch ist mir Befehl, Sir», antwortete Harris standesgemäss. «Sie müssen veranlassen, dass dieses alte Lagerhaus, welches mir die schöne Aussicht versperrt, entfernt wird.» Harris traute seinen Ohren nicht, aber er tat, wie ihm geheißen, und antwortete: «Kein Problem, Sir.» Zufrieden verabschiedete sich Mister X und ging in sein Zimmer zurück. Harris musste sich zuerst erholen. Was hatte er da getan? Er hatte versprochen, ein Gebäude zu entfernen, auch wenn es sich nur um ein Lagerhaus handelte. Da er nicht weiterwusste, wandte er sich an den Besitzer des Hotels.

Mister Griffiths empfing Harris herzlich, bot ihm gleich einen Schluck Champagner an und fragte, wie es so lief an seinem zweiten Tag. Nach kurzem Smalltalk kam Harris zur Sache. Er erzählte dem Grossvater seiner Freundin von dem absurden Wunsch von Mister X. «Ja, das ist alles sehr knifflig.» Harris war erleichtert. Dann gab ihm Mister Griffiths einen Zettel mit einer Nummer darauf. «Ruf diese Person an und leite ihr den Wunsch weiter, dann klappt das!» Harris wurde das zweite Mal an diesem Tag überrascht und schockiert. Rasch fügte Mister Griffiths hinzu: «Du gehörst ja schon fast zur Familie. Du bist intelligent, ehrgeizig und arbeitest hart, das gefällt mir. Ich habe noch eine Menge vor mit dir.» Harris war sprachlos. «Francine hat mir erzählt, dass du gerne einmal ein Hotel führen würdest, und ich habe mir gedacht, wenn du hier gute Arbeit leistest, würde ich dich nach ein paar Monaten zum Leiter unserer neuen Zweigstelle in Singapur machen. Was hältst du davon?» Dumme Frage, das war Harris Traum seit Kindertagen. Aber war dies der Preis dafür? Er sammelte: «Ja, das wäre toll.» Nach einer freundschaftlichen Verabschiedung verliess Harris das grossräumige Büro des Chefs und ging

zur Arbeit zurück. Er fühlte sich befreit und konnte sein Glück kaum fassen. Mister X' Wunsch jedoch brachte ihn auf den Boden der Tatsachen zurück. Er hatte ein bisschen Angst, doch mit seinem Ziel vor Augen entschied er sich, die Nummer anzurufen. Eine dumpfe Stimme fragte kühl: «Was soll ich tun?» Harris sagte unsicher: «Ein Kunde hat sich über das Lagerhaus in der Bermondsey Street beklagt.» Harris war so verunsichert, dass er stotterte, was ihm sonst nie passierte. «Verstanden!», antwortete das Gegenüber am Telefon und legte den Hörer auf. Harris begab sich zurück in die Hotelhalle zu den Gästen. Wieder rief ein Gast: «James!» Harris hatte sich langsam daran gewöhnt.

Die darauf folgenden Tage verliefen ereignislos. Harris befriedigte die Wünsche der Kunden und malte sich schon sein Hotel in Singapur aus, bis am Freitagmorgen ein lauter Knall alle Hotelgäste zusammenzucken und erstarren liess. Harris rannte hinaus und sah das grosse graue Lagerhaus in sich zusammenfallen. Es musste gesprengt worden sein. In den Abendnachrichten jedoch wurde berichtet, dass es sich vermutlich um einen Terrorangriff handelte, aber glücklicherweise alle Arbeiter an diesem Freitag gestreikt hatten, und es keine Verletzten oder Toten gab. Harris war zutiefst schockiert über seine Tat, und gleichzeitig unendlich erleichtert, dass sie keine Menschenleben gefordert hatte. Was hatte er sich nur gedacht? Harris gestand Francine seine Tat. Er musste es jemandem erzählen, bevor er weitermachen konnte. «Ist jemand gestorben? Nein? Also warum die Aufregung?», fragte Francine kühl. In dem Moment kam er sich vor, als wäre er der einzige Mensch mit einem Gewissen auf diesem Planeten. Die folgende lange Diskussion beendete seine Freundin mit dem Satz: «Halt es durch und denk an Singapur, dort kannst du nach deinem Ermessen handeln.» Er vergass die erschreckenden Umstände seiner Arbeit für eine Weile, und das war gut so.

Doch am Montagmorgen, als er von einem Gast mit «James» angesprochen wurde, war er wieder in dieser Welt ohne Moralvorstellung. Nach einem Monat ohne weitere

«Spezialwünsche» rief ihn Mister Griffiths in sein Büro. Harris war sehr nervös, denn beim letzten Treffen mit Mister Griffiths hatte er eine Achterbahn der Gefühle durchlaufen. Harris klopfte an die große Eichentür, und schon erklang ein freundliches «Herein». Harris trat ein und setzte sich zu Mister Griffiths in den gemütlichen Sessel neben den Kamin. Auf die Frage, wie es ihm so gefalle im Paradise, log Harris: «Ausgezeichnet, ich fühle mich wie ein Teil dieser Familie.» «Wunderbar», freute sich Mister Griffiths. «Wir haben ja schon einmal über die Stelle in Singapur gesprochen», fuhr er fort, «du hast sehr gute Arbeit geleistet, und ich spiele deshalb mit dem Gedanken, dich nächste Woche zum Chef des neuen Hotel Paradise in Singapur zu befördern.» Harris hörte aufmerksam zu. «Es gibt nur noch eine Sache, die du hier erledigen musst.» Harris wurde neugierig. «Einer unserer Gäste hat einen speziellen Container von Russland herschicken lassen, und ich möchte, dass du ihn am Hafen abholst. Du darfst keine Fragen zum Inhalt des Containers stellen, denn der ist streng geheim.» Harris war die Sache nicht ganz geheuer, doch aus Routine antwortete er: «Kein Problem, Sir.» Mister Griffiths gab ihm die exakten Daten, wo und wann er den ominösen Container empfangen sollte. Harris machte sich also auf den Weg zum Hafen.

Am Treffpunkt angelangt, sprach eine schwarz gekleidete Person leise: «James?» Die Person zeigte mit dem Finger auf einen Lastwagen mit dem Container darauf, verabschiedete sich sogleich und verschwand in der Dunkelheit. Harris ging mit klopfendem Herzen auf den Container zu, als er plötzlich ein Weinen vernahm. Vorsichtig klopfte er an die Tür und hörte, dass sich darin etwas bewegte. Er erschrak und fragte: «Ist da jemand?» Er hörte ängstliche Stimmen, die in einer fremden Sprache tuschelten. Harris war sich sicher, dass es Mädchenstimmen waren. Er nahm den Schlüssel, den er von der Kontaktperson erhalten hatte, aus seiner Tasche, und öffnete den Container. Sein Verdacht bestätigte sich. Es waren zwei Mädchen darin, die

kaum älter waren als fünfzehn. Sie sahen Harris mit flehenden Augen an. Er hatte in der vergangenen Zeit viel getan, auf das er nicht gerade stolz war, aber das ging entschieden zu weit. Augenblicklich hörte das Rumoren in seiner Magengegend auf. Er entschied sich für sein Gewissen und gegen das Hotel in Singapur. Er befreite die Mädchen aus dem Container und brachte sie in Sicherheit. Noch auf dem Weg klingelte sein Telefon. Niemand anders als Mister Griffiths fragte, was mit dem Container passiert sei. Harris überlegte kurz und log, dass die Tür während der Fahrt aufgesprungen, und der Inhalt verloren gegangen sei. Mister Griffiths orderte ihn sofort in sein Büro. Dort angekommen, fing Mister Griffiths an zu brüllen: «Harris, was soll diese verdammte Scheisse! Du hattest einen klaren Auftrag, aber warst einfach unfähig, ihn auszuführen. Ich habe mich wohl in dir getäuscht. Du bist gefeuert!» Mit einem Lächeln antwortete Harris: «Kein Problem, Sir», und lief davon.



Jara Widmer, 1992

Das Leben als Fünffrankenstück

Ich lief gerade über den Schulplatz und sah eine Gruppe von anderen Mädchen in meinem Alter. Da ich nicht schüchtern bin, dachte ich, das wäre eine gute Möglichkeit, um neue Freundinnen kennen zu lernen. Ich stellte mich ihnen vor, aber sie beachtetten mich überhaupt nicht. Ich schämte mich.

Am liebsten hätte ich einfach ein unbeschwertes Leben geführt, ohne immer scheitern zu müssen, ob ich beliebt war oder nicht. So kam mir der Gedanke, dass das Leben als Geld nie Probleme bereiten würde; jeder wüsste, was man wäre, und wozu man das Geld gebrauchen könnte.

Plötzlich merkte ich, wie sich etwas in mir veränderte. Ich fühlte mich so hart und ganz klein. Auf einmal beugte sich die Gruppe von Mädchen über mich, obwohl ich doch wusste, dass ich nicht viel kleiner bin als sie. Blitzartig griff eine riesige Hand nach mir, und ich verstand die Welt nicht mehr. Als dann eine von der Gruppe sagte: «Seht mal her, ich habe gerade ein Fünffrankenstück gefunden!», da wusste ich, was mit mir passiert war. Ich landete in einem dunklen Raum, und andere harte Münzen stiessen gegen mich.

Nach einiger Zeit sah ich die Sonne wieder. Ich wurde von einer Hand genommen und einer anderen Hand gegeben, und dabei hörte ich, wie jemand sagt: «Bitte eine Cola.» Danach wurde ich wieder in einen dunklen Raum geschmissen.

In diesem Raum erblickte ich immer wieder das Sonnenlicht, aber ich blieb lange Zeit darin. Als ich wieder herausgenommen wurde, wurde ich sanft in eine Art Sack aus Stoff gelegt, und hörte viele Stimmen auf der Strasse.

Jemand spielte Musik, und ich wurde aus dem Sack herausgenommen und in einen Behälter geworfen. Ein Mann bedankte sich, und jemand antwortete: «Kein Problem», und lief mit zügigen Schritten davon. Den ganzen Tag hörte ich die Musik einer Geige und genoss die Sonne. Am späteren Abend wurde ich in einen anderen Behälter geschüttet. Als ich wieder herausgenommen wurde, befand ich mich in einem grossen Raum. Ich wurde mit all den ande-

ren Münzen auf einen Tisch geleert, und jemand begann uns abzuzählen. Anschliessend kam ich in eine Ablage mit lauter gleichen Münzen. Jede sah genauso aus wie ich. Ich war nicht mehr einzigartig, wie ich es als Mensch einmal gewesen bin, und ich wurde traurig. Aber wie ich mich fühlte, wusste niemand, da ich mich nicht verändern konnte. Jemandem meine Gefühle zu erzählen ging auch nicht.

Auf einmal wachte ich auf, klitschnass in meinem Bett. Zum Glück alles nur ein Traum. Seither weiss ich, dass es schön ist, dass es mich nur ein einziges Mal auf der Welt gibt.